



JAN FLEISCHHAUER, geboren 1962 in Hamburg, studierte Literaturwissenschaft und Philosophie. Seit 1989 gehört er der Redaktion des SPIEGEL an, u.a. als Amerika-Korrespondent. Seine wöchentliche Kolumne »Der schwarze Kanal« gehört zu den meistgelesenen Meinungsseiten in Deutschland. Zuletzt erschien der Bestseller »Unter Linken – Von einem, der aus Versehen konservativ wurde«. Fleischhauer lebt in München.

Besuchen Sie uns auf www.penguin-verlag.de und Facebook.

Jan Fleischhauer

Alles
ist besser
als noch ein Tag
mit dir

Über die Liebe, ihr Ende und das Leben danach



PENGUIN VERLAG

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967



PENGUIN VERLAG

PENGUIN und das Penguin Logo sind Markenzeichen von Penguin Books Limited und werden hier unter Lizenz benutzt.

1. Auflage 2018

Copyright © 2017 beim Albrecht Knaus Verlag
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München.

Covergestaltung: www.buerosued.de
nach einem Entwurf von Favoritbüro
Covermotiv: Favoritbüro, München

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck

Printed in Germany
ISBN 978-3-328-10343-1
www.penguin-verlag.de



Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.

Für alle Liebenden

*Dieses Buch ist ein Werk der Fiktion.
Jede Ähnlichkeit mit lebenden oder toten Personen
ist rein zufällig und in keiner Weise beabsichtigt.*

»Komödie ist Tragödie plus Zeit.«

Woody Allen

Inhalt

Männer sind von heiliger Einfalt	11
Was für eine verrückte Anomalie	33
Der Moment der Wahrheit	53
Im Tunnel	83
Ardennenoffensive oder der Kampf ums Geld	111
In der Parship-Welt	151
Du musst dein Leben ändern	181
Dank	208

Männer sind von heiliger Einfalt

KAPITEL EINS, *in dem der Held feststellt, dass sein Leben auf Sand gebaut ist, und er sich mit dem Gedanken anfreunden muss, seine Frau an einen anderen verloren zu haben*

Ich wünschte, meine Frau wäre eine Affäre eingegangen, bevor sie mich verließ. Eine schicksalhafte Verbindung, die sie mir unter Tränen gestanden hätte und gegen die, wie ich hätte einsehen müssen, unsere Ehe keine Chance mehr gehabt hätte: Das hätte ich verstanden. Nicht gebilligt, aber verstanden. Leider war ich wieder an allem allein schuld, wie sich herausstellen sollte.

Sicher, es muss schrecklich sein, wegen jemand anderem im Stich gelassen zu werden. Man zermartert sich das Hirn, was der oder die Neue besitzt, das man selber nicht hat oder vielleicht nie hatte. Man stellt sich vor, wie die Intimitäten und Geheimnisse, die einen als Paar haben zusammenwachsen lassen, langsam durch einen neuen Schatz an Intimitäten und Geheimnissen ersetzt werden, der so lange gedeiht, bis die alten Gemeinsamkeiten derart verblasst und vergilbt sind, dass es gar nicht mehr auffällt, wenn sie auf dem Komposthaufen der Geschichte landen. Ganz sicher ist er oder sie auch eine Granate im Bett.

Aber eine Affäre als Trennungsgrund hat ihre Vorteile. Man

weiß, woran man ist. Keine Ausflüchte mehr. Kein Grund, sich länger etwas vormachen zu lassen. Außerdem bekommt die Wut über die Trennung, diese maßlose, jede Luft verzehrende Flamme aus Hass, Selbstmitleid und Weltanklage, ein Ziel. Wenn man mich fragt, ist es besser, einen Flammenwerfer in Händen zu halten als eine Handgranate. Eine Handgranate kann sich immer gegen einen selber richten, ein Flammenwerfer eher nicht.

Ich habe mich im Sommer vor sechs Jahren von meiner Frau getrennt. Na ja, das stimmt nicht ganz. Meine Frau hat sich von mir getrennt, was die Sache für mich nicht einfacher machte. Es war eine schockierende Erfahrung, die ich nicht meinem ärgsten Feind wünsche. Noch heute schrecke ich manchmal nachts mit dem Gedanken auf, dass alles wieder von vorne beginnt. Kein Ereignis hat mich so erschüttert wie das Ende meiner Ehe. Es war eine im wahrsten Sinne lebensverändernde Erfahrung. Ich weiß nicht, ob meine Frau das im Sinn hatte, als sie sich von mir verabschiedete. Wenn ja, dann hat sie erreicht, was sie wollte.

Ich habe meine Frau sehr geliebt, ein Teil von mir liebt sie vermutlich noch immer. Ich dachte, wir würden bis zum Ende zusammen bleiben, trotz aller Schwierigkeiten, die unsere Ehe mit sich brachte. Heute leben wir in zwei Städten: ich in München, sie in Frankfurt, beide gleich weit entfernt von unserer Berliner Wohnung, die jetzt einer netten älteren Dame gehört, von der ich nicht mehr weiß, als dass ihr Onkel Vicco von Bülow war, den die meisten Menschen unter seinem Künstlernamen Lorient kennen.

Für die meisten Menschen ist eine Scheidung die größte Katastrophe in ihrem Leben, so wie ich wissen sie es am Anfang nur noch nicht. Kein anderes Ereignis hat, wenn es einen schließlich ereilt, solch verheerende Auswirkungen,

von schweren Unfällen und Krankheiten einmal abgesehen. Alles, worauf sich das gewohnte Leben gründete, wird mit einem Schlag infrage gestellt. Verloren ist die gesellschaftliche und emotionale Sicherheit, die eine Ehe mit sich bringt, selbst wenn sie unglücklich verläuft. Vieles, was bis dahin selbstverständlich erschien, muss neu erlernt werden. Finanziell droht der Ruin.

Man kann sich immer noch Schlimmeres vorstellen. Man kann einen Arm verlieren oder das Augenlicht. Ein naher Mensch stirbt. Manch Unglücklicher zieht sich im Laufe des Lebens ein quälendes, lebensverkürzendes Leiden zu. Aber das sind Schicksalsschläge, gegen die man sich nicht wappnen kann. Die Scheidung gehört zu der Art von Katastrophe, die Menschen sich selber zufügen. Sie ist, was die Wahrscheinlichkeit ihres Eintreffens angeht, auch bei Weitem die gewöhnlichste. Vielleicht wird sie deshalb so oft unterschätzt.

Wie immer, wenn etwas in die Brüche geht und großer Schmerz folgt, führt es einen an seine Belastungsgrenzen. Ich weiß, wovon ich rede, ich habe es am eigenen Leib erfahren. Man lernt sich selbst ganz neu kennen, manchmal besser, als einem lieb ist. Das gilt für den Menschen, mit dem man bis eben noch verbunden war, leider auch.

Es soll Fälle geben, in denen ein Paar einvernehmlich beschließt, getrennte Wege zu gehen. Es gibt ja auch Italiener, die ihr Geld zusammenhalten, und Babys, die vom ersten Tag an durchschlafen. In der Regel folgt dem Entschluss allerdings eine Auseinandersetzung, bei der alle Übereinkommen, die zur Einhegung von Gewalt und Terror getroffen wurden, schlagartig außer Kraft gesetzt sind. Wer den völligen Zusammenbruch menschlicher Zivilisation erleben will, muss nicht nach Nigeria oder in den Kongo fahren. Es reicht, einen Tag an einem deutschen Familiengericht zu verbringen.

Eine Trennung setzt alle möglichen Formen von Emotionen frei, das Bedürfnis nach Rache zuallererst, dazu Angst, Wut, Hass. Es sind zerstörerische Gefühle, die einen überwältigen, wenn man verlassen wird. Aber auch derjenige, der verlässt, findet so schnell keinen Frieden. Am Anfang fühlt er sich schuldig, doch das hält nicht lange, wie einem der Psychologen sagen kann. Dann folgt Verachtung für den anderen, der sich nicht in sein Schicksal fügen will, schließlich ebenfalls Wut und tiefe Abneigung, weil man ja vor sich selbst eine Rechtfertigung braucht, warum die Trennung unausweichlich war. Einen guten Menschen verlässt man nicht, nur einen bösen.

Irgendwann kommt der Punkt, an dem man sich entscheiden muss: Ob die Scheidung darüber bestimmt, wie man sich künftig verhält, man also zum Monster wird – oder man sein Schicksal in die Hand nimmt und versucht, das Beste daraus zu machen. Es ist wie in einem biblischen Gleichnis. Man kann den Moment der Entscheidung hinauszögern, sich Bedenkzeit erkaufen. Irgendwann hilft es nichts mehr. Dann muss man seine Wahl treffen. Aber lassen Sie uns an diesem Punkt den Dingen nicht zu weit vorgreifen.

Kennen Sie »Sodbrennen« von Nora Ephron? Es ist eines der besten Bücher über Scheidung, das ich gelesen habe, und Sie können mir glauben: Ich habe viele Bücher zu dem Thema gelesen. Ephron, die Frau, der wir den Film »Harry und Sally« verdanken, war im siebten Monat schwanger, als sie entdeckte, dass ihr Mann sie mit einer Bekannten betrog. Bei Durchsicht seiner Unterlagen war sie auf die Widmung in einem Kinderbuch gestoßen, das ihr Mann von seiner Geliebten geschenkt bekommen hatte. »Mein Liebling«, lautete die Widmung, »ich wollte Dir etwas schenken, um zu

markieren, was heute passiert ist und was unsere Zukunft so viel klarer erscheinen lässt.« Wie sich herausstellte, war die besondere Sache, die unbedingt markiert werden musste, der Kauf einer Schlafcouch für ein heimlich angemietetes Büro, das sich das Paar als Liebesnest einzurichten gedachte.

Selbstverständlich ist es eine scheußliche Sache, als Schwangere ausgerechnet in einem Buch mit Kinderliedern das *Fait accompli* zu entdecken, das eine Ehe zum Einsturz bringt. Um so ein Beweisstück als besondere Widerwärtigkeit zu empfinden, muss man nicht schwanger sein. Aber in jeder Entdeckung steckt auch eine Erlösung. Schlimmer als der Betrug ist die Gutgläubigkeit des Betrogenen, die zum Schaden Spott addiert. Wie Ephron schreibt, wusste sie jetzt wenigstens, wer daran schuld war, dass ihr Mann ganze Nachmittage auf der Suche nach neuen Socken verbracht hatte, ohne jemals mit Socken nach Hause zu kehren: Thelma, die einen Nacken »wie eine Giraffe« hatte und Füße so breit wie ein Wisent und die mindestens zwei Kopf größer war als Noras Buch-Ehemann Mark, der in Wirklichkeit Carl hieß, und über den man nun in »Sodbrennen« nachlesen kann, dass er sogar »mit einer Jalousie Sex haben konnte«.

Was hätte ich dafür gegeben, einmal so vom Leder ziehen zu dürfen. Was wäre es mir für eine Freude gewesen, mich über den Nichtsnutz auszulassen, der unsere Ehe auf dem Gewissen hatte, weil er seine Hände nicht von meiner Frau lassen konnte, wofür er in einer anderen Zeit eine Kugel zwischen die Augen verdient hätte, und der dann auch noch die Kühnheit besaß, ihr das Blaue vom Himmel zu versprechen, so dass sie alles zurückließ, was ihr eben noch heilig gewesen war.

Leider existierte bei uns keine Thelma. Oder, in dem Fall,

ein Theodor. Wie mir meine Frau wieder und wieder versicherte, gab es nur einen einzigen Grund, warum es mit uns nicht weitergehen konnte, und das war ich. Kein Händchenhalten mit dem Nebenbuhler, keine Schmetterlinge im Bauch, die sie daran erinnerten, was sie über die Jahre vermisst hatte: Alles, was es brauchte, um sicher zu sein, dass diese Ehe hier und jetzt enden musste, war ein Blick auf mich.

»Lieber hocke ich allein in einer Ein-Zimmer-Wohnung in Kreuzberg, als noch einen Tag mit dir zusammenzuleben.« Das waren die Worte, mit der Ella ihre Entscheidung begründete. Wir standen in unserer Küche. Sie hielt sich an der Kochinsel fest, die wir mit dem Architekten in der Mitte des Raumes platziert hatten. Ein Block im Wert von 5000 Euro, der bald den Besitzer wechseln würde, zusammen mit dem Backofen, der bei Bedarf auf Dampfkochen umspringen konnte, und dem Wok-Gasfeld, das aus unserer Küche im Handumdrehen eine chinesische Garstation machte. In dem Moment ahnte ich noch nicht, dass ich den Kreuzberger Verhältnissen schon bald sehr viel näher sein würde als meine Frau.

Zorn ist eine mächtige Waffe. Als Nietzsche von der »Umwertung aller Werte« schrieb, kannte er keine zur Trennung entschlossenen Frauen. Hätte er sie gekannt, wäre ihm sofort klar gewesen, wie kolossal richtig er mit seiner Betrachtung lag. Egal wie haltlos die Positionen zunächst auch sein mögen: Irgendwie drehen es Frauen es immer so hin, dass sie am Ende die Betrogenen sind. Ich meine das nicht als Kritik. Ich bewundere das, ehrlich. Wahrscheinlich würde die deutsch-polnische-Grenze heute irgendwo bei Königsberg verlaufen, wenn nach dem Mauerfall eine über ihren Mann erboste Frau mit den Siegermächten abschließend über das deutsche Staatsgebiet verhandelt hätte.

»Sag mir eine Sache, die ich falsch gemacht habe!«, rief meine Frau bei einer der Gelegenheiten, als es darum ging, die moralische Bühne für die unausweichlich folgenden Auseinandersetzungen zu bereiten.

»Nenn mir nur eine einzige Sache, die du mir vorwerfen kannst.«

Was soll man auf so einen Satz antworten? Ich war ratlos.

Haben wir nicht von Kindheit auf gelernt, dass es in Konflikten kein Schwarz und Weiß gibt? Heißt es nicht, wer auf andere mit dem ausgestreckten Zeigefinger zeigt, deutet mit drei Fingern auf sich selbst zurück? Aber hier stand Ella, meine Frau seit anderthalb Jahrzehnten, und erklärte ohne den Anflug eines Zweifels, dass sie über die Jahre alles versuchte habe, unsere Ehe zu retten, bis ihr am Ende kein Ausweg blieb, als ihre Rettungsbemühungen einzustellen. Diese Aussage erwischte mich kalt. Es war so, als ob jemand am Anfang des 21. Jahrhunderts noch immer behauptete, es gebe nur zwei Geschlechter. Oder in Abrede stellen würde, dass sich die Erde erwärmt. Sie müssen zugeben, Sie wären auch sprachlos.

Beziehungsmäßig war die Konfliktlage damit allerdings geklärt: Meine Frau war Polen, ich das Dritte Reich. Mit dem Dritten Reich hatte man ab einem bestimmten Punkt auch nicht mehr verhandelt. Mit Nazis verhandelt man nicht, wie die Geschichte lehrt. Mit Nazis macht man kurzen Prozess. Oder besser gesagt: Man bereitet sich auf einen langen, erbarmungslosen Krieg vor, der einen viel Blut, Schweiß und Tränen kosten wird, bevor man schlussendlich den Sieg in Händen hält.

»Wir werden an den Stränden kämpfen, wir werden auf den Straßen und auf den Feldern kämpfen, wir werden in den Hügeln kämpfen, wir werden uns nie ergeben«, hatte Churchill seinen Landsleuten mit auf den Weg gegeben, als er seine

Entscheidung verkündete, alle Friedensangebote abzulehnen. Ella hatte die Lehren aus der Geschichte parat. Unser Kampf begann in der Küche, setzte sich im Hausflur fort, griff auf das Schlafzimmer, das Wohnzimmer und das Dach über, verlagerete sich auf die Straße, schloss Freunde, Bekannte und dann weitere Familienmitglieder ein, bevor er sich auf juristischem Gelände festbiss, wo, wie jeder Scheidungsveteran weiß, die Entscheidungsschlacht ausgetragen wird.

Tatsächlich hatte meine Frau wohl einen anderen Mann kennengelernt, bevor sie mich verließ. Aber als ich darauf kam, nützte mir dieses Wissen nichts mehr. Das Schlimmste lag da schon hinter mir. Die Anwälte hatten die Papiere ausgearbeitet. Das Einzige, was noch ausstand, war die formelle Entscheidung des Richters. Oder wir waren sogar schon vor Gericht gewesen, als ich ins Bild gesetzt wurde, ich weiß es nicht mehr. Die Erinnerung ist eine graue Katze. Was ich noch weiß, ist, dass ich so froh war, die Trennung überstanden zu haben, dass das Letzte, was ich mir wünschte, ein Streit über die Frage war, wann und mit wem alles begonnen hatte. Obwohl es mich natürlich brennend interessiert hätte. Wer will nicht wissen, gegen wen er ausgetauscht wurde und warum?

Nennen wir ihn Marc. Das scheint mir ein angemessener Name.

Beim Essen in dem italienischen Lokal, in dem wir uns jetzt trafen, wenn wir uns sehen wollten, erwähnte meine Tochter Julia eines Abends beiläufig, dass sie seit Kurzem zu dritt wohnten. Damit war die Katze aus dem Sack, wie man so schön sagt.

»Wie, zu dritt?«, fragte ich verblüfft.

»Vergangene Woche ist Marc bei uns eingezogen«, antwor-

tete Julia in dem Ton jugendlicher Lässigkeit, in dem man seine Eltern über eine verhaute Mathearbeit aufklärt.

Aus meinem Blick muss sie geschlossen haben, dass die Mitteilung über die personellen Veränderungen im mütterlichen Haushalt von dem ihr gegenüberstehenden Vater doch nicht ganz so selbstverständlich aufgenommen wurde, wie sie dies angenommen hatte. Schnell schob sie nach, dass der neue Mitbewohner seine eigene Wohnung behalten werde; man wolle diese untervermieten, ein Mietkandidat sei auch schon gefunden. Als lasse diese Abfolge praktischer und für jedermann einsichtiger Schritte die ganz Sache in einem milderen, weniger spektakulären Licht erscheinen.

Ich kann nicht sagen, dass mich die Erkenntnis wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf. Natürlich, Marc! Es lag alles so nah, wenn man eins und eins zusammenzählte.

Marc war das, was man einen Hausfreund nennt. Ein Bekannter unseres Nachbarn, der immer zum Blumengießen vorbeischaute, wenn der Nachbar auf Reisen war. Irgendwann bot Marc an, auch bei uns nach den Pflanzen zu sehen, wenn Urlaube ins Haus standen – eine Gefälligkeit, für die wir uns mit einer Kiste Wein und einer Karte revanchierten. Manches Klischee ist so wahr, dass nicht einmal die Wirklichkeit dagegen ankommt.

Ich gebe zu, ich habe ihn nie richtig wahrgenommen. Er wirkte wie der ewige Student, freundlich, aber ohne ein Charakteristikum, das mich veranlasst hätte, mehr als ein paar Sätze mit ihm zu wechseln. Lange wusste ich nicht einmal seinen Nachnamen. Jetzt weiß ich ihn: Kathenhusen, wie aus einem Roman.

Später hieß es, Marc habe Karten fürs Theater. Marc hatte immer die richtigen Theaterkarten, wie sich zeigte. Ich habe mich nie wirklich fürs Theater interessiert. Ich weiß,

ich hätte mich interessieren sollen, das sagt auch meine beste Freundin Sahra. Möglicherweise wäre ich heute noch mit meiner Frau zusammen, wenn ich mehr Begeisterung für das deutsche Regietheater und die Stücke der Saison gezeigt hätte. Berlin hat in dieser Hinsicht wirklich viel zu bieten. Zeitkritik, wohin man blickt. Schauspieler, die im kritischen Auftrag durch Bäche von Schweineblut waten. Akteure, die sich die Kleider vom Leibe reißen, um das kapitalistische System zu demaskieren.

Leider mache ich mir weder etwas aus Schweineblut noch aus Nacktheit auf der Bühne. Nach meiner Erfahrung gehört es zu den bedauerlichen Grundsätzen des Lebens, dass sich im Theater und am Strand immer die Falschen ausziehen. Wenn man mich fragt, scheint das ein Gesetz der Moderne zu sein, mit dem sich die Absurdität der menschlichen Existenz gut zusammenfassen lässt. Ich weiß, solche Gedanken sollte ich lieber für mich behalten. Selbst Sahra zieht die Stirn kraus, wenn ich so etwas sage. »Elender Reaktionär«, sagt sie dann, und sie meint das weniger neckisch, als ihre Stimme vermuten lässt.

Marc seinerseits war bei mindestens drei Berliner Bühnen treues Mitglied im Abonnement. Ich bin sicher, er kann noch mitten in der Nacht, wenn man ihn weckt, alle Pollesch-Inszenierungen der vergangenen zehn Jahre aufsagen und fehlerlos herunterbeten, welche Rollen Sophie Rois gespielt hat, bevor sie in der »1. sozialistischen Butterfahrt der M/S Clara Zetkin« groß herauskam. Keine Frage, dass so jemand auch einfühlsam auf Frauen zugeht, die in ihrer Ehe schrecklich unglücklich sind. Was gibt es für einen schöneren Ort, den Gleichklang der Herzen zu entdecken, als das Parkett der Berliner Schaubühne?

Ich wünschte, ich könnte über Marc Kathenhusen wenigstens sagen, dass er wie Thelma riesige Füße hat. Oder Hände



Jan Fleischhauer

Alles ist besser als noch ein Tag mit dir

Über die Liebe, ihr Ende und das Leben danach

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 208 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-328-10343-1

Penguin

Erscheinungstermin: November 2018

Einer der erfolgreichsten Journalisten Deutschlands vor den Scherben seiner Ehe

»Alles ist besser als noch ein Tag mit dir!« Als ihm seine Frau Ella diesen Satz an den Kopf wirft, bricht für den erfolgreichen Journalisten eine Welt zusammen. Von einem Tag auf den anderen scheint alles verloren, worauf bis eben das gemeinsame Leben gründete. Dass ein jüngerer Mann im Spiel ist, erleichtert das Ganze auch nicht gerade. Also macht unser Held, was er immer tut, wenn er einer Sache auf den Grund gehen will: Er beginnt zu schreiben – über die Verzweiflung, die Wut, den Schmerz, aber auch die Kraft, die ihm in der Krise zuwächst, und seinen unerschütterlichen Glauben an die große Liebe.



[Der Titel im Katalog](#)